

ETHNOGENESE, UNTERGANG UND NEUBEGINN

Hans Joachim Diesner.

Seit der Antike sind nachweislich viele Völker aus der *Geschichte* wie aus der *Völkerkunde* verschwunden, bevor sie sich voll entwickelt oder eine deutliche Angleichung an ausgereifte Kulturen und deren Träger erreicht hatten. Der verkürzte Prozess ihrer *Geschichte*, die oft nur aus Präambeln besteht -wie immer man dies fassen will-, ist jedoch meist sehr aufschlussreich, mag die Entwicklung mancher Ethne auch mehr deshalb faszinieren, weil sie so viele Rätsel aufgibt, deren allmähliche Lösung manche Forschergeneration beschäftigt. Der rückwärtsgewandte Prophet steht im Zeitalter technisch-naturwissenschaftlicher Revolutionen zwar nicht im Blickpunkt des Interesses, aber hier und da wird vielleicht sogar der ganz vorwärtsgewandte Futurologe einräumen, dass ein Blick auf die gut tut, auf deren Schultern man steht. Solange die historische Dimension noch nicht grundsätzlich verlorengegangen oder bis zur Unkenntlichkeit verzerrt ist, vermag man gerade solchen Völkern, die eine *kindliche Frühstufe* nicht überschreiten konnten, vor allem um des Vergleiches mit entwickelteren Kulturindividualitäten willen viel abzugewinnen, und ggf. vermitteln gerade die spürbaren Lücken und die deutlichen *weissen Flecken* überraschende Aufschlüsse. Sie übertragen auch -man mag sagen, aus ihrem Vakuum heraus- zahlreiche Impulse, nicht zuletzt, weil sie zu zahlreichen Spekulationen über das *Was wäre geschehen, wenn..* Anlass bieten. Und letztlich arbeitet nicht nur die Ethnographie, sondern auch die Geschichte zumindest seit Herodot und Thukydides viel und nicht erfolglos mit der Methode des Rückschliessens, mit der Kalkulation über das, was hätte sein können und was *wirklich* gewesen ist, obwohl auch das tatsächlich Gewesene schwer kalkulierbar und fixierbar ist: Man ist erfreut, wenn es sich nur eben mit einem hohen Grad von Wahrscheinlichkeit ermitteln lässt. Damit schwindet oft auch die Aussicht auf eine rückwärts gewandte Ermittlung von Gesetzmässigkeiten -und eine nach vorn gerichtete sollte der Historiker normalerweise dem Futurologen überlassen. Der Konjunkturalhistorie, wie man sie -nicht selten abschätzig- genannt hat, wird trotzdem stets eine besondere Bedeutung zukommen(1).

Ein Bündel von Antworten bietet sich auf die Frage an, warum, wieso und unter welchen Umständen Stämme, die man oft schon als Völker bezeichnet, nicht mehr als ein kindliches oder ein geringes jugendliches Alter erreicht haben. Die Genesis ist in jedem Einzelfall gewiss unterschiedlich -es mag zahlreiche Zyklen geben, die, rechnerisch-chronologisch oder historisch-kausal, Aufstieg, Höhepunkt und Niedergang eines Stammes oder gar schon eines zu staatlichen Formen gelangten Volkes widerspiegeln. Manche sind uns genauer *bekannt* -wir haben auf verschiedene Exempla unten einzugehen. Die Beispiele werden gewisse a priori gegebene Überlegungen bestätigen (oder verfeinern), insofern die Geflechte von Aufstiegs -und Niedergangsfaktoren oft schon ein relativ dichtes Netz darstellen.

Von Quantität und Qualität der Wirkfaktoren ist zu sprechen, von ihrem Mit- und Gegeneinander, da die Stärkung des einen meist mit einer Hebung, eher aber mit einer Schwächung des anderen einhergeht(2). Bevölkerungszahl und Niveau der Gesellschaftsordnung sind von einem oft schon geringen Ausgangsstand ab neben der Produktionsweise und der Besonderheit der militärischen Struktur sowie der politisch (-staatlichen) Ordnung wichtig: Dies alles erkannte bereits die Antike, und frühneuzeitliche Historiker wie Machiavelli oder Guicciardini haben daran angeknüpft. Selbstverständlich wurde auch die *Einbindung* des betreffenden Ethnos in seine *natürliche* sowie seine *politische* Umgebung frühzeitig als wesentlicher Entwicklungsfaktor gewertet. Und dass es auf gewissermassen primitive Eigenschaften wie Tapferkeit, Fleiss, Hartnäckigkeit, Entbehrungsbereitschaft oder *Patriotismus* ankam, wenn eine Gruppierung sich durchsetzen wollte, war schon den älteren Historikern geläufig. Freilich schieden die Geister sich bald bei der *Bewertung* dieser Eigenschaften und erst recht bei der Einschätzung aussen -und innenpolitischer Faktoren oder gar bei der Berücksichtigung des von den physisch-biologischen Faktoren weit entfernten religiös-ideologischen Bereiches. All dies muss jedoch ins historische Kalkül gezogen werden und dem Forscher soweit wie irgend möglich gegenwärtig sein.

Eine Analyse des ideologischen oder gesamtulturellen Rahmens kann überhaupt kaum noch genug veranschlagt werden. Auf höheren Entwicklungsstufen mag dies -so widersprüchlich es klingt- eher entbehrlich werden, weil sich das *Ganze* bereits stabilisiert hat und nicht selten im Bereich zivilisatorischen Überflusses lebt, wodurch die gesunden ideologischen und religiösen Grundlagen ersetzt werden. Natürlich gehen sie irgendwie in den Gesamtbestand der Überlieferung, des kulturellen Erbes ein, aber ihre selbständige Rolle ist allzuoft ausgespielt. Moderne Entwicklungen bei indianischen, mehr noch bei schwarzafrikanischen Völkern haben dies zur Genüge gezeigt. Übrigens scheinen sie weithin das zu bestätigen, was uns bereits aus der Antike entgegentritt: Kleine und schwache, in ihren Fähigkeiten zunächst auch sehr begrenzte Völker, die in eine vor allem äusserlich gesehen höhere Kulturwelt versetzt und mit Machtfaktoren und Einflüssen verschiedenster Art konfrontiert werden, vermögen sich normalerweise nicht zu formieren. Und zwar: Weder wenn sie aggressiv in andere Räume vorstossen, noch wenn sie sich defensiv gegenüber Eindringlingen zu behaupten versuchen. Von einer gewissen Stufe ab haben sie möglicherweise, zur *kaste* geworden, eine *Zeitlang Bestand* (*Kriegerkaste*; *bestimmte Handwerkerstände*); doch bedeutet dies auch die Aufgabe ihres ethnischen Zusammenhanges, zumindest aber ihrer ethnischen Eigenständigkeit. Umgekehrt hat ein kulturell entwicklungsfähiges und selbstbewusstes Volk -gelegentlich sogar unabhängig von seiner Grössenordnung- viele Chancen, sich durchzusetzen, wenn es durch Infiltration oder Eroberung höher entwickelte, zumeist aber der Ermüdung anheimfallende Kulturen erlebt und sich mit ihnen auseinandersetzt. Es kann hierbei zu verschiedenen Formen der Adaptierung und Amalgamierung kommen. Das Ergebnis ist nicht selten eine ethnische und kulturelle Mischung, die man legitimerweise als glücklich bezeichnen möchte, obwohl im Gesamtprozess eher der Zufall als eine offensichtliche Gesetzmässigkeit vorgewaltet haben mag.

Wir betrachten am besten einige jener Völker, die mit dem spätem Rom in Berührung kamen und sich dabei auf unterschiedlichste Weise verhielten. Legt man den Akzent auf den Untergang des weströmischen Reiches, so ist der Erfolg dieser Ethne offenkundig sehr gross, die insgesamt -wenngleich ohne einheitliche Leitung und weithin dem Spielraum des Zufalls überlassen- das imposante, aber morsche Staatsgebilde zerstörten. Innerhalb dieses Prozesses verschwanden einige dieser Völkerstämme sehr bald wieder, andere setzten sich für eine gewisse Zeitspanne durch, nur wenige vermochten sich so zu stabilisieren, dass sich Herrschaftsgebilde herauschälten, die man als

Staaten oder Reiche bezeichnen muss. Die Tatsache staatlicher Konsolidierung und Anerkennung durch Nachbarn, vor allem aber durch Westrom oder dann durch Byzanz (nach 476), ist hier wichtiges Kriterium: Andererseits kommt er selbstverständlich auf äussere Kriterien wie die Grösse des beherrschten Gebietes, auf die Dauer eines politischen Überlebens und auf das Gewicht innerhalb einer sich etwa um 500 -vor allem durch die Initiative Theoderichs d. Gr.- herausbildenden Staatengruppierung an. Das *Reich* der Ostgoten erlebte damals seinen Höhepunkt, während die Akme des vandalischen Staates bereits überschritten war, der Höhenpunkt eines westgotischen Reiches sich aber noch nicht einmal erahnen liess. Die Staaten der Sueben, Burgunder oder Thüringer erlebten nur eine kurze Blüte, bevor sie in den grosseren Einheiten -dem spanischen Westgotenreich bzw. dem merowingischen Frankenreich- aufginge. Das Hunnenreich war damals längst Vergangenheit, während die Staatenbildungen der Gepiden, der Langobarden oder gar der Angelsachsen noch ausstanden. Berberische Staaten konnten sich in Nordafrika nur zeitweilig, vor allem im Schatten der vandalischen Macht, entwickeln. Vor einer dauerhaften, sich langsam entfaltenden Machtkontinuität kann man strikt nur bei den Franken und bei den Angelsachsen sprechen, wobei letzteren die teils schützende, teils auch gefährliche Randlage innerhalb des damals bekannten Orbis irgendwie zugutekam. Neben den Angelsachsen und Franken haben jedoch die Westgoten wie die Langobarden Staaten zu begründen vermocht, die über längere Generationen hinweg und in markanter Weise die Geschichte jener Periode mitbestimmt haben.

Insofern nehmen diese beiden Gebilde eine bemerkenswerte Zwischenstellung zwischen den staatlichen Systemen der Angelsachsen und der Franken auf der einen Seite -weil diese überdauerten- und den kurzfristigen Machtbildungen aller anderen Ethne ein, die, zumindest vom Ergebnis her, lediglich Fermentfunktion gehabt haben, insofern sie maximal eine Hilfsstellung bei der Ethnogenese anderer Völker einnahmen. Von den Hunnen, Gepiden, Alanen, Sueben und vielen anderen Völkern zeugen doch im Grunde nur geringfügige archäologische Spuren und gelegentlich ein gewisser Bestand an Namen und anderen Wörtern, die vorab in die sich allmählich entwickelnden romanischen und germanischen Sprachen übergingen -was andere geringfügige Relikte nicht ausschliesst. An solchen Resten ist meist auch viel über Kontinuität und Diskontinuität des kulturhistorischen Prozesses bestimmter geographischer Räume abzulesen. Nicht zuletzt zeigt sich etwa an der Etymologie der Wörter und Namen etwas von der Vielschichtigkeit und Hintergründigkeit politischer und militärischer Auseinandersetzungen (etwa: burgus; hosa; saio; fara; arimannus)(3). An solchen Relikten lässt sich schon recht gut etwas von der Gegensätzlichkeit und widersprüchlichkeit jener Jahrhunderte demonstrieren, die gemeinhin als *dunkel* gelten, jedoch eine ungeheure Vielfalt an entwicklungssträchtiger Dynamik in sich bargen, die nur teils direkt, oft mehr indirekt und mit einem Verzögerungseffekt in Erscheinung trat. Diese Dynamik ist -worüber der oft endgültige Verlust vieler Quellen nicht hinwegtäuschen kann- weithin den Invasoren zu verdanken, all jenen kleinen oder bestenfalls mittelgrossen Völkern und Splittergruppen, die sich positiv wie negativ, als Fortsetzer, wie als Erben, vom Orbis Romanus angezogen fühlten und ihn, je mehr er in seiner Substanz und seiner Vitalität zurückging, unterwanderten, angriffen, teilweise dann eroberten und so mit neuem Leben anreicherten. Die dabei erfolgenden Metamorphosen des politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Bereiches sind Legion.

Ein bemerkenswertes Zitat aus der *Florentinischen Geschichte* Niccolò Machiavellis dürfte den Sachverhalt gut illustrieren. Er verzeichnet nämlich (I, 5) zu der Periode, welche die Herrschaft des Honorius und Arcadius allmählich umwandelt zur Macht der Germanen Odoaker, Theoderich d. Gr. und der Langobardenkönige, dass hiermit nicht nur Regierung form und Fürstenherrschaft verändert worden

seien, sondern letztlich (und dies bedeutet gewiss: allmählich) auch Gesetze, Lebensart, Religion, Sprache, Kleidung und Namen. In der zwar spürbaren Übertreibung -die dem nicht eben quellennahen, noch dazu prinzipiell barbarenfeindlichen Florentiner nicht einmal sehr angelastet werden sollte- äussert sich eben auch viel Wahres, vor allem das Wissen um oder mehr noch das Gespür für die merkwürdigen Wechselbeziehungen zwischen Kontinuität und Diskontinuität. Denn anschliessend spricht er ebenso von der Zerstörung wie von der Neugründung und Vergrösserung vieler Städte - mithin von der gerade für Italien charakteristischen Siedlungskontinuität mit ihren freilich in dieser Krisenperiode unvermeidlichen Brüchen. Übrigens setzt uns eben der meist nicht als kritischer Historiker betrachtete Machiavelli auch darüber insgesamt richtig ins Bild, dass der Zerfall bzw. Untergang des weströmischen Reiches, nach dem Tode des Theodosius beginnend, mit Romulus August(ul)us (476) beendet ist; er vergisst jedoch nicht, die zeitweise *Restitution* vor allem der Stadt Rom durch Theoderich d. Gr. gebührend zu würdigen (I, 4). Die kurz nach der Gotenherrschaft folgende Eroberung grosser Teile Italiens durch die Langobarden, die sogar als *L'ultima peste di Italia* (Ist. fior. I, 3) gelten, steht ihm dagegen nicht hoch. Gewichtiger und positiver stellt sich die Langobardenherrschaft natürlich schon im Werk des friaulischen Langobarden Paulus Diaconus dar, und die modernen Ausgrabungen aber auch die langobardische Gesetzgebung lassen die rund 200 Jahre währende Herrschaft dieses Stammes über weitere Gebiete Italiens als einigermaßen positives, ja teilweise konstruktives Intermezzo der frühitalienischen Geschichte erscheinen(4). Aus dem Urkundenbestand wissen wir, dass vor allem die führenden Langobarden es bald verstanden haben, sich den Gepflogenheiten des Gastlandes geschickt anzupassen(5). Folgende Gesichtspunkte scheinen mir für den heutigen Betrachter der langobardischen Landnahme und Herrschaftsbegründung in Italien ausschlaggebend zu sein: Das kleine Volk bricht 568 -durch Stammessplitter verschiedener Genesis verstärkt- mit grossen Impetus in das trotz byzantinischer Besatzung weithin in ein Machtvakuum verwandelte Ober- und Mittelitalien ein; es errichtet bald zahlreiche Stützpunkte der Heeresverbände (arimanni-Gruppierungen) und Wandersippen (farae) und versteht es, sich sofort trotz ständig auftauchender innerer Konflikte und zentrifugaler Tendenzen gefürchtet zu machen. Ein geschickter Pragmatismus bestimmt die äussere Politik wie die zunächst kollektive Okkupation, die allmählich in eine stärkere individuelle Inbesitznahme von Grund und Boden überleitet. Trotz ständiger Kämpfe um den Thron und um die wichtigsten Positionen innerhalb der Sozialpyramide (so die des Dux, des Gestalden oder des königlichen Gasindius) lavierten die Langobarden sich schnell in die ausschlaggebende Machtstellung in Italien hinein, obgleich die Gegenmächte: Byzanz und die Kurie ständig gegensteuerten. Der endgültige Übertritt der Langobarden zum Katholizismus sowie die häufige Änderung und Verfeinerung des in strengen Gesetzen fixierten Rechtswesens haben bis ins 8. Jh. hinein doch zur Stabilisierung des Königsreiches und der südlich anschliessenden Herzogtümer (Spoleto, Benevent) beigetragen. Immerhin setzte mit der äusserlich noch bedeutsamen Herrschaftserweiterung unter Liutprand (712-744), Ratchis (744-749) und Aistulf (749-756) eine innere Aufweichungsphase ein: Sie mag nicht alle Stammesteile bzw. Stammessplitter wie die Bayern, Sueben, Gepiden, Awaren oder Bulgaren erfasst haben, die an der langobardischen Landnahme Anteil genommen hatten oder später nachgezogen worden waren, doch insgesamt macht sie sich in einem zunehmenden Prozess der Romanisierung -und damit nicht zuletzt der Verstädterung und Verweichlichung- bemerkbar. Die strenge Heeresgesetzgebung Ratchis oder Aistulfs etwa vermochte diesen Niedergang höchstens etwas abzustoppen. Denn aus den literarischen Quellen (Paulus Diaconus) und aus dem Wunschdenken der juristischen Denkmale tritt uns noch vorrangig -aber auch *gezwungen*- der Krieger und der um das Gemeinwohl besorgte Langobarde vor Augen; die Urkunden hingegen bezeugen überwiegend den um seinen Besitz und seine Untertanenschaft besorgten Grundeigentümer mit weitestgehenden privaten Interessen -nicht selten sogar dann, wenn der Betreffende ein höheres Amt innehatte(6).

Obwohl das Namengut bis ins 8. Jh. hinein keine oder kaum Mischehen zwischen Langobarden und Romanen erkennen lässt, hat es solche zweifellos gegeben; und zuletzt ist etwa jede dritte langobardische Ehe, wie auch Jarnut hervorhebt, eine solche Mischehe gewesen(7). Vor allem betrifft dies die prosopographisch ohnehin am deutlichsten aufspürbaren Angehörigen der höheren Gesellschaftsschichten, die sich aus pragmatischen Gründen am ehesten aneinander anpassten. Geltungsbedürfnis, Ehrgeiz und Machtstreben gingen dabei, wie auch nicht wenige Quellenbelege bezeugen, Hand in Hand. Selbstverständlich hat aber auch die sich ständig verstärkende Katholisierung zu einer weit gefächerten Angleichung beigetragen. Ein Namenwechsel wird nach beiden Seiten hin möglich, wobei die Lebensverhältnisse in den verschiedenen Regionen mit ausschlaggebend waren: In Neustrien, Ausrrien, der Emilia, in der Toskana oder in Spoleto waren die Verhältnisse durchaus unterschieden. Vor der Unterwerfung durch Karl d. Gr. ist die langobardisch-romanische Gesellschaft in Ober- und Mittelitalien durchaus instabil, obwohl die Tendenz auf eine weitgehende Vermischung beider Bevölkerungen bestandteile stark und im Anwachsen begriffen war(8).

Im Ausblick auf die folgenden Jahrhunderte und im Grunde bis zur Jetztzeit lässt sich sagen, dass die Langobarden eine wichtige Fermentfunktion bei der Ethnogenese des italienischen Volkes ausgeübt haben: Und sie geht weit über das hinaus, was man angesichts der quantitativen Proportionen beider Bevölkerungsbestandteile erwarten könnte. Den Langobarden waren nicht nur Namen, Wörter und Rechtsgewohnheiten zu verdanken, sondern -zumindest prinzipiell- auch Ansätze zu einem Bewusstsein um das *Regnum Italiae*, das die Römerherrschaft abgelöst hatte und hier liegt gewiss viel Verhängnisvolles- auf zahlreichen Umwegen zu einer modernen Einheit Italiens führte, wie sie spätestens seit Machiavelli konzipiert worden ist.

Das Problem der Ethnogenese der Westgoten von früh an über die Ereignisse um den Rom-Eroberer Alarich (410) und seine Nachfolger, welche das Tolosanische Reich begründeten, bis hin zur Festigung und zum Höhenpunkt des Toledanischen Reiches scheint mir trotz zahlreicher Forschungen der letzten Jahre seitens der spanischen wie der internationalen Forschung im einzelnen noch recht kompliziert, zu sein(9). Vieles ist der langobardischen Entwicklung nicht unähnlich, doch muss man a priori den grösseren Rahmen der Wanderung und die schliessliche grossräumige Herrschaft über die gesamte Iberische Halbinsel sowie über Septimanie mit in Rechnung stellen. Sehr früh ist es zu zahlreichen Vermischungen mit anderen Ostgermanen wie auch mit Menschen aus andere: Gruppierungen gekommen. Zeitgenössische Quellen berichten zu Recht, dass die zunächst als Föderationen in Südgallien siedelnden Westgoten für viele Romano-Gallier aus den unteren Ständen attraktiv waren, da sie weniger ausbeuterisch vorgingen als die spätrömische Administration(10). So wurden sie für Kolonen, entlaufene Sklaven und ähnliche Unterdrückten ein gewisser Anziehungspunkt. Im Toledanischen Reich hingegen ist in erster Linie eher mit einer Angleichung des westgotischen und romanischen Adels zu rechnen, zumal nach Aufhebung des Heiratsverbotes durch Leowigild (568/69-586), wobei der Prozess vor allem kirchlicherseits gefördert worden sein dürfte. Eine grossangelegte Vermengung dürfte jedoch länger gedauert haben, als Forscher wie D. Claude annehmen(11).

Nach sorgsamer Analyse aller Äusserungen Isidors von Sevilla (+ 636), eines hervorragenden Kenners der gesamten *Materie*, sind Romanen und Westgoten noch gut zu trennen, vor allem vom Erscheinungsbild des gotischen Kriegers her. Übrigens unterscheidet noch König Ervig (680-687) in einem Gesetz (*Lex Vis. IX, 2, 9*) zwischen Goten und Romanen (*Gotus-Romanus*). Eine starke Angleichung dürfte jedoch wohl unter den Gesetzgebern Chindasvind und Rekkasvind erfolgt sein, zumal ersterer nach der offiziell erfolgten Ermordung von vielen Hundert gehobenen Männern Paarschübe vornehmen musste(12). Seitdem tauchen verstärkt die sog. *maiores palatii*, die

königlichen *gardingi* und auch die Königssklaven als ziemlich geschlossene Gruppen auf. Sicher wurden nun auch die Romanen generell zum Kriegsdienst verpflichtet. Dem Heersgesetz Wambas zufolge (Lex. Vis. IX, 2, 8) wurden auch alle Kleriker zum Kriegsdienst herangezogen. Solch krasse Massnahmen müssen einen Misston in die allgemein günstigen Beziehungen zwischen Königtum und Kirche gebracht haben, obwohl gerade in Toledanischen Reich spätestens seit Isidor -im Grunde fast schon seit der Konversion des Gesamtvolkes der Westgoten zum Katholizismus von 589- ein festes Bündnis von Thron und Altar bestand: Es war imstande, den *morbus Gothicus*, den ständigen latenten Konflikt zwischen Königtum und Adel, wenigstens in Schranken zu halten, zumal seit und mit Isidor kirchlicherseits wichtige Elemente einer Herrscherideologie herausgearbeitet worden sind, durch die der König als *Gesalbter* im Sinne alttestamentlicher Auffassung oder jedenfalls Prägung erschien(13).

Auf die Dauer haben die Verkirchlichung und die Romanisierung der Westgoten, die Angleichung romanischer und gotischer Bevölkerung auf der Iberischen Halbinsel nicht eben integrierend gewirkt. Zwar bildete sich langsam eine *geschlossene* frühfeudale Gesellschaft heraus, und es erscheinen auch gewisse Elemente eines *spanischen* Nationalbewusstseins, das sich vor allem auf die Hauptstadt Toledo konzentrierte. Das Bewusstsein um eine Einheit Spaniens ist immerhin auch in die Reconquista hinübergerettet worden, wie die damals im Norden der Halbinsel gehüteten Zeugen des Rechtslebens, der Architektur oder der Plastik dokumentieren. Solche Relikte sind nicht zu unterschätzen, und sind zu gehen überwiegend auf einheimische -gotische oder romanische- Einflüsse zurück, zumal Spanien sich unter den Westgoten stark von *Europa* abgekapselt hatte und am ehesten ostmediterranen und in der Kultur byzantinischen Einflüssen zugänglich war. Andere Relikte der Westgoten und ihrer Zeit mögen, wie es im historischen Filterungsprozess zu gehen plegt, noch verborgen sein, es auch auf Dauer bleiben. Wie spätere Bauten sinnfällig zeigen, hat vieles nur *ornamentartig* in Spolien überlebt, was man letztlich auch von dem fragmentarisch Überlieferten aus anderen Lebensbereichen sagen möchte.

Gemeinsames ist an Langobarden und Westgoten zweifellos -trotz ihrer räumlichen und auch ethnischen Trennung- aufspürbar. Sie gehören nicht zu den ganz kleinen Völkern, die sehr bald von ihrer Umgebung aufgesogen worden sind. Vielmehr erreichten beide ein beachtliches *Format* und bildeten über viele Generationen hinweg Staaten, die innerhalb des damaligen Mächtekonzertes eine bedeutende Rolle spielen konnten. Beide haben sich den Unterworfenen gegenüber -im Verhältnis zu denen sie wohl nur zwei bis drei Prozent der Gesamtbevölkerung darstellten-politisch und militärisch durchgesetzt, bis ein *gesetzmässiger* Zwang zur Angleichung der Positionen erfolgte: In diesem Prozess waren jeweils beide Teile Gebende und Nehmende- obwohl die Romanen, aufs Ganze gesehen, in die neu entstehenden Gesellschaften und Kulturen mehr eingebracht haben als die Germanen. Doch hat deren Dynamik Dinge in Gang gesetzt, die anders offenbar nicht möglich gewesen wären: Die Herausbildung eines frühen Feudalismus sowie die Gestaltung eines immerhin aus beiden Quellen gespeisten Rechtswesens und einer frühmittelalterlichen christlichen Kultur, die für Europa insgesamt unentbehrlich gewesen ist.

Es lässt sich gerade an diesen Beispielen demonstrieren, wie sehr Ethnogenese, Untergang und Neubeginn miteinander verknüpft sein können. Starke Eindringlinge verursachen oft den Untergang des besiegtten Volkes oder verzerren dessen Substanz und dessen Äusseres bis zur Unkenntlichkeit. Sie machen innerhalb dieses Prozesses selbst Metamorphosen durch, verstärken sich oft durch Aufnahme verwandter Stammessplitter, zwingen aber vor allem die Unterworfenen, sich soweit wie möglich zu wandeln. So kommt überraschend Neues zum Vorschein, auch wenn es, wie die Franken und andere Völker insbesondere in ihrer Kunst zeigen, zunächst primitiv und provinziell ist. Aufwärtsentwicklungen

benötigen zumindest mehrere Generationen, auch wenn sich bald Mischungen von Sie gern und Unterworfenen häufen.

Vermengungen siegreicher und unterworfenen Bevölkerungen gibt es vor allem nach Abklingen erster Berührungsphasen fast immer, es sei denn, es ständen wie bei den Juden strenge kultische Gebote dagegen. Auch diese werden zumindest punktuell meist umgangen: doch halten sich Völker mit strengen religiösen Tabus, wie die Geschichte immer wieder lehrt, meist *trotz* häufiger Verfolgungen und sind gegen Vermischungen gefeit. Man kann dies am ehesten daraus erklären dass ihre quantitativ Schwäch durch einen nderen Zwang, eine religiös-asketische Haltung ausgeglichen wird. So gehen sie in anderen Völkern nicht auf, sondern halten sich als gut markierte Minoritäten auch im fremde Umfeld. Die Völkerwanderung zeigt weithin eine andere Entwicklung. Denn ein durchschnittliches Heidentum oder eine christliche Abweichung wie der Arianismus konnten kein Weiterleben der betreffenden Stämme und Völkernschaften garantieren. Diese Gruppierungen erreichten meist nur eine kurze Aufstiegsphase, ein flüchtiges zuweilen exzentrisches und kometengleiches Aufblühen, das über eine gewisse innere Leere nicht hinwegtäuschen darf. Bei oft ohnehin mangelnder Menschenzahl war eine meist labile Substanz nicht in der Lage, sich dauerhaft durchzusetzen. Es erfolgte -so bei den Vandalen, Sueben oder Burgundern- eine schnelle Anpassung an die Unterworfenen und ihre überlegene Kultur und Religion sodann ein Aufgesogenwerden durch neue Eindringlinge (Sueben durch Westgoten, Burgunder durch Franken; die byzantinische Eroberung Nordafrikas vernichtet faktisch das Vandalentum). Auch bei anderen Völkern zeugten oft nur noch wenige Relikte von ihrer vorübergehenden Existenz. Denkt man an Völker wie die Hunnen (ebenso die Awaren), so wird man an die Möglichkeit erinnert, dass solche unfertigen -zeitweise auch überragenden-politisch-militärischen Gebilde, die auf der Grundlage des Reiten-nomadentums standen, völlig verschwinden oder nur zeitweilig als Subkulturen oder sonst in einzelnen Funktionen (so als Söldnerartum) ein untergeordnetes Weiterleben fristen.

Hingegen liess sich an Völkernschaften/Völkern mit stärkerer Vitalität, die schliesslich einigermaßen sichere Wohnsitze errangen, wie den Langobarden und Westgoten, ein politisches und teilweise auch kulturelles Durchsetzungsvermögen von erstaunlicher Dauer und Intensität feststellen: Und auch nach der Adaptierung an die zahlenmässig weit überlegene *Gastbevölkerung* haben sie deutliche Spuren hinterlassen. Sie waren imstande, sich von anfänglichen Unterdrückern zu *Partnern* zu wandeln die auf politischer, gesellschaftlicher und kultureller Ebene ebensogut anzunehmen wie abzugeben wussten. Der Prozess ist für beide Seiten nicht unkompliziert gewesen, zumal die Eindringlinge für längere Zeite nomadisch gelebt hatten, zumindest aber nicht fest ansässig gewesen waren, und weil sie eben numerisch unterlegen und geistig nicht überlegen waren. Immerhin brachten sie so viel an Impetus, aber wohl auch an tieferliegenden Agentia in die italienische bzw. spanische Entwicklung ein, dass ihnen im Verlaufe der Ethnogenese jeweils eine wichtige Fermentfunktion zufallen konnte, die von der Geschichte legitimiert wurde und der sich jetzt auch die moderne Forschung im verstärkten Umfang zuwendet(14).

Sucht man nach speziellen Niedergangsfaktoren bei relativ so weit entwickelten und so entwicklungsfähigen Völkern wie den Langobarden und Westgoten, so wird man diese als bisher nicht recht, jedenfalls nicht eindeutig geklärt bezeichnen müssen. Deshalb kann nur mit einer gewissen Reserve vermerkt werden, dass eine Koppelung solcher Faktoren im Zusammenhang mit einer stark einsetzenden Romanisierung zu postulieren -nicht jedoch lückenlos zu beweisen- ist. Ich sehe folgende Konstellation als wirksam an: Eine sinkende Abwehrkraft gegenüber äusseren Angriffen, die

mit einer *labilen* Staatsgesinnung, einem unterentwickelten *Patriotismus* zusammenhängt, mit dem die unteren Schichten meist gar nichts anzufangen wussten, zumal sie jeweils direkt von Feudalherren abhängig waren oder doch im Begriff standen, es zu werden. Eng hiermit zusammen geht der Egoismus der viel zu vielen *Amtsträger*, die ihr privates Eigentum und ihre familiären Interessen weit wichtiger nahmen als die öffentlichen Anliegen.

Am rande treten Faktoren wie Hungersnöte und Geldentwertung hinzu, die mehr die Oberfläche zeigen, als dass sie den Kern des Niederganges zu markieren vermöchten.

NOTAS

- 1- Vgl. etwa A. Demandt, *Ungeschehene Geschichte*, Göttingen 1986².
- 2- Gute Ansätze in dieser Richtung A. Demandt, *Der Fall Roms*, München 1984, besonders in den Skizzen auf s. 549 und 551.
- 3- Wesentliche Aufschlüsse zu diesen und anderen wichtigen Worten gibt E. Gemillscheg, *Romania Germanica*, Bd. I und II, Berlin/Leipzig 1934ff.; vgl. auch D. Claude, *Geschichte der Westgoten*, Stuttgart usw. 1970; H. J. Diesner, *Zur Erforschung der langobardischen Gesellschaft* (*Jb. für Internationale Germanistik*, Jg. X, H.2, S. 63-76); J. Jarnut, *Prosopographische und sozialgeschichtliche Studien zum Langobardenreich in Italien (568-774)*, Bonn, 1972, passim; Ders., *Geschichte der Langobarden*, Stuttgart usw. 1982, passim; W. Menghin, *Die Langobarden, Archäologie und Geschichte*, Stuttgart 1985, s. 199 et passim; F. van der Rhee, *Die germanischen Wörter in den Langobardischen Gesetzen*, Bilthoven 1970.
- 4- S. Jarnut, *Geschichte* (oben Anm. 3), s. 133ff.
- 5- S. Jarnut, *Geschichte* (oben Anm. 3), s. 74ff.; Diesner, *Zur Erforschung...* (s. oben Anm. 3, besonders s.71ff.). Vgl. die entsprechenden Urkunden-Editionen von L. Schiaparelli und C. Brühl.
- 6- S. etwa H. J. Diesner, *Westgotische und langobardische Gefolgschaften und Untertanenverbände* (SB der Sächs. Akd. der Wiss., Phil.-hist.kl., Bd. 120, H.2, besonders s. 23 ff.).
- 7- Jarnut, *Prosopographische und sozialgeschichtliche Studien...* (oben Anm. 3, s. 425).
- 8- Jarnut, *Prosopographische und sozialgeschichtliche Studien...* (oben Anm. 3, s. 425ff.); Ders., *Geschichte* (oben Anm. 3, passim).
- 9- S. ausser den oben Anm. 3 genannten einschlägigen Arbeiten etwa: J. M. Blázquez, *Ciclos y temas de la Historia de España: La Romanización, la Sociedad y la Economía en la Hispania Romana*, Madrid 1975; A. Barbero- M. Vigil, *La formación del feudalismo en la Península Ibérica*, Barcelona, 1978; Luis A. García Moreno, *Prosopografía del reino Visigodo de Toledo*, Salamanca, 1974; Ders., *El fin del reino Visigodo de Toledo*, Madrid 1975; J. Fontaine, *Isidore de Séville et la culture classique dans l'Espagne Wisigothique*, Paris 2 1983 (3 Sde.), P. D. King, *Law and Society in the Visigothic Kingdom*, Cambridge 1972; P. de Palol, *Arte Hispánico de la época visigoda*, Barcelona o. J.
- 10- S. insbesondere Orosius, *Hist.* VII, 41, 7; Salvianus, *De gubernatione Dei*, V, 28; 37; vgl. 71; dazu J. Badewien, *Geschichtstheologie und Sozialkritik im Werk Salvianus von Marseille*, Göttingen 1980.

11- Zu D. Claude, *Geschichte* (oben Anm. 3), s. 61f. Es ist gewiss ein weites Feld, was man jeweils unter Romanisierung oder Angleichung der höhergestellten Goten an die Romanen versteht.

12- Dazu etwa: H. J. Diesner, *Politik und Ideologie im Westgotenreich von Toledo: Chindasvind* (SB der Sächs. Akad. der Wiss., Phil.-histo. Kl, Bd. 121, H.2).

13. S. D. Claude, *Adel, Kirche und Königtum im Westgotenreich*, Sigmaringen 1971, s. 126ff.; J. H. Diesner, *Politik und Ideologie...* (oben Anm. 12); Ders., *Eugenius II. von Toledo im Konflikt zwischen Demut und Gewissen (Pietas, Festschrift für B. Kötting, Jb. für Antike und Christentum, Erg.-Bd. 9/1980, s. 472-480).*

14- Die Forschungen hierzu sind bereits Legion. Jährlich kommen überwiegend archäologisch gestützte Untersuchungen zu Einzelproblemen hinzu. Es sei hier verwiesen auf: H. Dannenbauer, *Die Entstehung Europas*, 2 Bde., Stuttgart, 1959-1962; A. Demandt, *Der Fall Roms* (oben Anm. 2); O. Bertolini, *I Germani. Migrazioni i regni nell'Occidente già Romano* (Storia Universale diretta da E. Pontieri, Bd. III, 1, Milano 1965); P. Scardigli, *Die Goten. Sprache und Kultur*, München 1973; K. F. Stroheker, *Germanentum und Spätantike*, Zürich-Stuttgart 1965; H. Wolfram, *Geschichte der Goten*, München 1979. Auch Aufsätze geben gelegentlich wichtige Aufchlüsse: D. Claude, "Die Anfänge der Wiederbesiedlung Innerspaniens" (W. Schlesinger (Hrsg.), *Die deutsche Ostsiedlung des Mittelalters als Problem der europäischen Geschichte*, s. 607-656).